

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

5.9.1920 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 36



5. Sept. 1920

Friedrich Weill / Johann Adam von Ißstein.
Ein deutscher Demokrat.

fällt die Gläser bis zum Randel
Brüder, stoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Wilt dem bransten Mann.

Vaterland freue dich!
Deine Nacht wird immer heller,
Ißstein, unser Stern
Leuchtet nah und fern.

Das Ißstein-Lied, das mit dieser Strophe beginnt, machte Anfang der 40er Jahre die Runde durch die deutschen Gauen. Gedichtet von Hoffmann von Fallersleben, dem Schöpfer von „Deutschland, Deutschland über Alles“ und gesungen nach der Melodie „Noch ist Polen nicht verloren“ erscholl es auf den demokratischen Parteifesten jener Zeit, insbesondere auf dem Ißsteinfest in Mannheim am 22. September 1844, da dem 69jährigen greisen Führer der badischen Demokratie die goldene Ehrenmünze „als Zeichen dankbarer Anerkennung seiner Verdienste durch seine Wirken für die Verfassung und die Rechte des Volkes“ überreicht wurde. Ueber 30 Abgeordnete waren anwesend, darunter Bassermann, Mathy und Hecker von Mannheim, Blankenhorn von Müllheim, Buhl von Ettlingen, Gottschalk von Schoppsheim, Mez von Freiburg und die beiden alten Kammerveteranen Buchhändler Winter sen. von Heidelberg und Defan Fecht von Kork. Sander und Welcker waren durch Krankheit verhindert. Die Festrede hielt der spätere Vizepräsident des Frankfurter Parlaments, Advokat v. Solron, auch Hecker, Obergerichtsadvoкат Eller und der im Jahre 1849 von den Preußen standrechtlich erschossene Gemeinderat Val. Streuber waren unter den Sprechern. Fünfhundert Teilnehmer aus dem ganzen Lande füllten den großen Theatersaal und das Hoch des Jubilars auf das brüderlich vereinigte deutsche Volk, „strebend auf gesetzlicher Bahn nach Recht und Freiheit“, fand einmütigen, begeisterten Widerhall!

Wer war dieser Liebling des badischen Volkes, wer war Ißstein? Schwer verständlich müßte solche Frage unseren Vätern und Großvätern erscheinen und doch ist sie leicht begreiflich, denn die Namen der gefeierten Vorkämpfer der Demokratie im Lande Baden, der Liebenstein, Kottel und Duttlinger, der Welcker, Mittermaier, Sander, Ißstein und Hecker sind verweht wie Spreu vor dem Winde. Das folgende glücklichere Geschlecht, das ihnen so viel zu verdanken hatte, wußte bereits nichts mehr von ihnen. Ein neuer Stern war aufgegangen, der alle überstrahlte und dessen Erfolge doch nur möglich waren durch die rastlose und opfervolle Arbeit der alten demokratischen Kämpfer, die in dem deutschen Volk den Gedanken der politischen Einheit zu einer Zeit gepflegt und allen Unterdrückungen zum Troß wachgehalten hatten, wo die Fürsten wetteiferten, ihn zu unterdrücken.

Im Zeitalter Bismarcks war kein Platz für das Andenken an die „Schwärmer“, die geglaubt hatten, ohne Blut und Eisen „auf gesetzlicher Bahn“ Deutschlands Einheit und Freiheit zu erringen. Dafür sorgten die zünftigen Geschichtsschreiber und der

Geschichtsunterricht an den Mittelschulen, der mit dem Jahre 1815 abschloß, damit das heranwachsende Geschlecht nichts von den folgenden 33 Jahren und vor allem dem „tollen“ Jahre 1848 erfahre. Erst um die Jahrhundertwende unternahm es der leider zu früh verstorbene Professor an der Karlsruher Oberrealschule, Leonhard Müller, ein Mann von idealem Schwung und reichem Wissen auf Anregung des Verfassers die „geschlossene Fahne des badischen FreiSinns“ auszugraben und den Schutz zu lockern, der die Spuren ihrer Träger verwischt hatte. Besonders die Kämpen von Liebenstein und von Kottel hatten es ihm angetan, und ihnen schenkte er seine ganze historische Liebe. Angeregt durch seine Forschungen hat auch die Stadt Karlsruhe zwei ihrer Straßen nach diesen beiden hervorragenden Männern benannt. Ein weiteres sympathisches Bild von Kottel hat der vor etwa drei Jahrzehnten verstorbene Dr. Kaiser aus Lörrach, ein Demokrat von echtem Schrot und Korn, in seinen Lebenserinnerungen gezeichnet.

Darüber sind aber nur zwei aus dem großen Dreigestirn an der Wiege des neuen Badens zu ihrem Rechte gekommen. Dem Dritten, Ißstein, ist noch keine volle Würdigung zuteil geworden und er hat sie nicht minder verdient als seine beiden Mitstreiter.

Joh. Adam von Ißstein wurde am 28. September 1775 als 14. Kind eines kurfürstlichen Geheimrats und Hofgerichtsdirektors in Mainz geboren, besuchte die Domschule und die höheren Lehranstalten seiner Vaterstadt und studierte an der dortigen Universität mitten in den Revolutions- und Kriegswirren der Jahre 1792 bis 1797 Rechtswissenschaft. Im Jahre 1799 trat er in die Dienste der Benediktinerabtei Amorbach und nach deren Aufhebung in die des Fürsten von Leiningen. Nach erfolgter Mediatifizierung desselben wurde Ißstein im Jahre 1809 zufolge eines mit Baden geschlossenen Staatsvertrags in badische Dienste übernommen und kam zunächst als Oberamtmann nach Schwetzingen.

Bereits bei den ersten Wahlen zum badischen Landtag im Jahre 1819 sehen wir den jungen Oberamtmann, ähnlich wie seinen Kollegen von Liebenstein, in Vahr, auf der liberalen Seite. Als Quittung hierfür erhielt er im gleichen Jahr noch seine strafweise Veretzung als Hofgerichtsrat nach Mannheim. Aber schon zum zweiten badischen Landtag (1822) wählte ihn die Stadt Mannheim zu ihrem Vertreter in die Kammer. Bald stand er in ihr mit Kottel und Duttlinger in der vordersten Reihe der Kämpfer. Zunächst ließ Großherzog Ludwig, ein engherziger, sittenloser Autokrat, die liberale Opposition gewähren und freute sich wohl im Stillen ihrer Angriffe auf seine Minister, die Berstett, Berckheim, Sensburg, ja er hatte sogar Liebenstein zum Staatsrat ernannt, eine später oft nachgeahmte Methode, durch Berufung eines Liberalen in ein konservatives Ministerium, das Volk über den wahren Kurs zu täuschen. Aber

als der Landtag auf Antrag Ihsteins Abstriche am Militär-etat beschloß, weil „Ersparnisse, seien sie groß oder klein, bei dem Drucke, welcher auf dem Volke lastet, Lösungswort sein müßten“, da hörte für ihn die Gemüthlichkeit auf. Am 31. Januar 1823 wurde der Landtag aufgelöst. Nicht ein einziges der von der Regierung selbst vorgelegten und von den Kammern angenommenen Gesetze wurde sanktioniert, keine der von diesen an sie gebrachten Wünsche und Vorschläge fand Gehör, der Landtag sollte keine Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen. Gegen die Führer der Opposition, insbesondere die Abgeordneten Rotteck und Ihstein, wurde disziplinarisch vorgegangen, und Ihstein wurde von Mannheim nach Meersburg an das andere Ende des Landes versetzt. Aber trotz eines Nervenleidens, das sich bei ihm infolge der maßlosen Gehässigkeiten vonseiten der Regierung und der „Gutgesinnten“ eingestellt, war er nicht der Mann, diese Verfolgungen ruhig hinzunehmen. Gestützt auf den Reichsdeputationshauptschuß verlangte er nach Wiederherstellung seiner Gesundheit seine Pensionierung und ertritt dieselbe im Prozeßweg. Jetzt war er trotz der Einbuße an Einkommen frei und unabhängig geworden und wartete in der Zeit finsterner Reaktion — denn es war der ganz unter Metternichschen Einfluß geratenen badischen Regierung gelungen, durch unerhörte Willkür und Bedrückung einen Landtag zusammenzubringen, in dem nur noch die drei Demokraten Duttlinger, Föhrenbach und Grimm saßen — auf bessere Zeiten.

Sie kamen mit der Julirevolution und dem zeitlich zusammenfallenden Tode Großherzog Ludwigs. Ein neuer Herr, Großherzog Leopold, bestieg (30. März 1830) den badischen Thron. Das erste Alarmsignal der badischen Demokratie war die Wahl Ihsteins zum Abgeordneten des Wahlbezirks Schwetzingen. Mit „von Kummer und Leiden gebleichtem“ Haupt, schneeweißen Haaren, aber mit ungebeugtem Mut, mit willensstarker Beharrlichkeit zog er wieder in den Landtag ein und mit wahrhaft jugendlicher Kraft beteiligte er sich als nurnehriger Führer der Opposition an dessen Arbeiten. Die Wahlen des Jahres 1831 brachten einen gewaltigen Umschwung. Nicht weniger als 22 der im Jahre 1823 „heimgeschickten“ demokratischen Veteranen kehrten wieder, dazu eine Reihe neuer frischer Kräfte, darunter Welcker und Hoffmann. Ihstein wurde Vorsitzender der Budgetkommission und sein Streben, Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, Ueberschreitungen zu begegnen, Ersparnisse am Hof- und MilitärEtat zu machen, war nicht erfolglos. Gemeinsam mit Rotteck stellte er die Anträge auf Wiederherstellung der 1825 abgeänderten Verfassung, auf ein freiheitliches Preßgesetz, auf Aufhebung der Herrenfrohnden und ertritt jene freiheitliche Gemeindeordnung, auf die Baden stolz sein durfte. Aber schon im Jahre 1832 kamen die berüchtigten Bundestagsbeschlüsse, die die Preßfreiheit beseitigten. Das Frankfurter Attentat im Jahre 1833 half der Reaktion wieder in den Sattel. Die Landtage 1835, 37 und 39 waren, abgesehen von der Gründung des deutschen Zollvereins, in den großen Zeitfragen erfolglos. Die Opposition kam in die Minderheit und der berüchtigte bisherige Bundestagsgesandte von Blittersdorf wurde 1834 in das Ministerium berufen und bald dessen treibende Kraft. Zwar wurde Ihsteins Antrag auf Wiederherstellung der von dem eiddröhnigen König Ernst August abgeschafften hannoverschen Verfassung einstimmig angenommen, und ebenso blieb sein Antrag auf Wiedereinsetzung Rottecks und Welckers in ihre Professuren an der Universität Freiburg nicht erfolglos. Da die Regierung bot ihm, dem Haupt der Opposition, eine Berufung an das Oberhofgericht, allerdings erfolglos, an. Aber positive Erfolge waren seiner parlamentarischen Tätigkeit damals angesichts der trostlosen Lage im Innern und der Furcht der Regierung vor dem Bundestag in Frankfurt zunächst nicht mehr beschieden.

Aber die Reaktion unter Blittersdorf gab auf Betreiben Metternichs keine Ruhe. Sie erhob plötzlich den Anspruch, daß die zu Abgeordneten gewählten Staatsbeamten für die Annahme des Mandats die Zustimmung der Staatsregierung einholen müßten und verweigerte den im Jahre 1841 in die Kammer gewählten Abgeordneten Peter und Schbach (ersterer Oberhofgerichtsrat in Mannheim, letzterer Hofgerichtsrat in Rastatt) den Urlaub zum Eintritt. Selbstverständlich wahrte die Kammer ihr Recht in einer Beschwerde an den Großherzog. Als Antwort kam von diesem, der guten Willens, aber gegenüber den höfischen und Wiener Einflüssen zu schwach war, die Vertagung des Landtags und ein „Manifest an das badische Volk“. In diesem von keinem Minister gezeichneten Ukas wurde die Verirrung der Kammer beklagt und dem Vertrauen zu „den geliebten Untertanen“ Ausdruck verliehen, daß sie den ungebührlichen Verdächtigungen der Opposition kein Gehör schenke. „Von unseren Dienern (d. h. Beamten) endlich erwarten wir, daß sie keine Gelegenheit ver-

fäumen werden, irrige Ansichten rücksichtlich des fraglichen Gegenstandes zu berichtigen und jedem Versuch mit Nachdruck zu begegnen, der zur Verbreitung solcher Ansichten gemacht werden könnte.“

Man sieht, es ist stets derselbe Faden und nur die Nummer wechselt. Ob Blittersdorf, ob Bismarck in der Konfliktzeit, ob Puttkammer während des Sozialistengesetzes, es ist stets die Methode der Gewalt, die an Stelle des Rechts gesetzt werden soll. Aber ebensowenig wie die Deutsche Fortschrittspartei vor Bismarck und die Sozialdemokratie vor Puttkammer und ihren Landräten kapitulierten, so wenig beugte sich die badische Demokratie unter dieses vom Landesfürsten aufgepflanzte laudinische Joch. Kühn und furchtlos nahm sie unter Ihsteins Führung — Rotteck war leider im Jahre 1840 gestorben — den Fehdehandschuh auf.

Ein Wahlkampf begann, wie ihn sogar die 20er Jahre nicht gesehen. Gegen das Heer von Beamten und Angestellten, vom Minister bis zum Waldhüter und Straßenarbeiter, standen die Bürger und Bauern für die Männer ihres Vertrauens. Zwar gelang es durch unerhörte Wahlbeeinflussungen („die Amtleute baten die Wahlmänner fast kniefällig, sie und sich nicht ins Unglück zu bringen“), durch Bitten und Drohungen, durch Bestechung und Wahlbetrug Ihstein aus seinem Wahlkreis (Schwetzingen-Philippsburg) zu verdrängen, aber drei andere Bezirke, Stadt Lahr, Billingen und der vor den Toren der Residenz liegende ländliche Wahlkreis Ettlingen-Rastatt wählten ihn mit glänzender Mehrheit. Die Regierung unterlag auf der ganzen Linie. Blittersdorfs Rolle war ausgespielt. In allen deutschen demokratischen Herzen herrschte Freude und Begeisterung. Es kam der berühmte Landtag von 1842, von dem der Königsberger Literaturprofessor und Freiheitskämpfer Robert Prutz in seinem Lied „Badens Zweite Kammer 1842“ dichtet:

„Und ob auch zu dieser Frist
Furcht und List
Kengjlich noch die Worte mißt:
Doch ein Hoch! für Ihstein, Welcker, Sandern,
Doch ein tausendfaches Hoch! den Andern,
Die Ihr wißt!
Dieser Namen goldnen Schein,
Echt und rein,
Sticht in Eure Banner ein!
Vorwärts, vorwärts auf der Freiheit Pfaden!
Kennt Ihr doch das Lösungswort: Hoch Baden!
Soll es sein.“

Nach Beginn der Tagung fand Ihsteins Antrag auf ein Mißtrauensvotum gegenüber diesem Ministerium mit 34 gegen 24 Stimmen Annahme. Ihstein selbst erhielt Adressen, Ehrenbecher, Bürgerkronen, Tabatieren und andere Ehrenbezeugungen ohne Zahl aus dem engeren und weiteren Vaterland. Ueberall ward sein Name mit Liebe und Verehrung genannt. Dies zeigte sich besonders bei der Feier des 25jährigen Bestehens der badischen Verfassung im Bade Griesbach. An dieser Stelle war sie dem Großherzog Karl — des großen Karl Friedrich kleinem Sohn — im Jahre 1818 von Nebenius abgerungen worden. Ihstein war der Mittelpunkt des Festes, bei dem die Regierungsorgane natürlich fehlten. Als „Marschall Vorwärts“ begrüßt, gedachte er mit liebender Teilnahme seiner Freunde Liebenstein, Duttlinger und Rotteck, die mit ihm in der Bresche gestanden und die der Tod hinweggerafft.

Nach dem eingangs erwähnten Ihsteinfest in Mannheim unternahm im Frühjahr 1845 Ihstein mit seinem im Jahre 1842 erstmals in die Kammer gewählten jungen Freunde Friedrich Hecker eine Erholungsreise. Die nächste Veranlassung war, einen früheren Kammertollegen, den demokratischen Geheimen Finanzrat Hoffmann, der im Jahre 1842 von der Regierung wegen seiner Abstimmung strafweise als Obernehmer nach Pfullendorf versetzt, aber in der Folge als Zollvereinskommissar nach Berlin „befördert“ und so dem politischen Leben Badens entrückt war — im März 1848 wurde er Finanzminister — zu besuchen und als Pathe dessen erstgeborenen Sohn aus der Taufe zu heben. Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden und Leipzig erreichten die beiden Reisenden Berlin und wurden dort, im Begriffe, nach Stettin weiterzufahren, aus Berlin und den preussischen Staaten polizeilich ausgewiesen. Ein Sturm der Entrüstung über diesen unerhörten Bruch des Gastrechts durch die preussische Kammerilla-Regierung durchbrauste alle deutschen Gaue. Adressen aus ganz Deutschland protestierten gegen diese gefehlich nicht zu begründende Maßregelung. In Württemberg gab Römer der einmütigen Auffassung des Landtags Ausdruck, daß das Benehmen der preussischen Regierung sein Bedauern erregt habe, und auf dem badischen Landtag von 1846 stellten die Abgeordneten Welcker

und Peter den einstimmig angenommenen Antrag, durch die Regierung bei Preußen Genugthuung zu verlangen. Zwar kannte das Allg. preussische Landrecht die Landesverweisung, aber nur als Strafe und für wen? Für fremde Bettler, Landstreicher, ausländische Kurpfuscher und Glückspieler!

Natürlich kam bei der Beschwerde der badischen Regierung über die preussische Polizei nichts heraus; sie verklagte den Teufel bei seiner Großmutter.

Nur ein doppeltes, allerdings ungewolltes Ergebnis hatte diese Gewalttat für Friedrich Wilhelm IV. und Großherzog Leopold. Der Romantiker auf dem preussischen Thron — aus dem gleichen Holz geschnitten wie sein Großneffe Wilhelm II. — verlor damit den letzten Rest von Kredit bei allen Liberalen, insbesondere in Süddeutschland. Er erschien gegenüber Metternich, der Rottkef und Thstein einige Jahre zuvor Oesterreich ungehindert hatte bereisen lassen, als der Brutalere. Von da ab war es im Lande Baden um ihn geschehen; es hätte dazu nicht noch der Niederwerfung der badischen Erhebung von 1849 durch Pulver und Blei bedurft.

Aber die Erbitterung gegen diesen Monarchen wuchs sich zu einer inneren Ablehnung des monarchischen Systems überhaupt aus. Großherzog Leopold hatte sich durch sein verfassungswidriges Manifest von 1842 und die Auflösung des Landtags im Jahre 1845 in dieselbe Linie wie sein Vorgänger Ludwig gestellt. Das Anwachsen der Demokraten im Landtag hatte er nicht zu verhindern vermocht, wohl aber erreicht, daß die jüngere Generation, insbesondere die neuen Abgeordneten Hecker, Brentano, Rindeschwender, Richter, die Frage der Staatsform zu erörtern begannen. Noch hielt der kluge Sander sie bei der Stange. Als er aber 1845 allzu früh starb, war es nur noch Thstein möglich, die Einheit in der Volkspartei aufrecht zu erhalten. Aber auch er begann in der Monarchie nicht mehr das letzte Ende der politischen Entwicklung zu sehen. Die 34 deutschen Potentaten und Potentätchen jener Zeit waren mit weniger rühmlichen Ausnahmen persönlich minderwertig und politisch fast durchweg Marionetten in Metternichs Hand. *)

Als die Februarrevolution in Paris und die Märzstürme des Jahres 1848 die Throne ins Wanken brachten, als das deutsche Volk die Einheit und Freiheit des Vaterlands nicht mehr von dem Fürsten, sondern von seinem ersten Nationalparlament in Frankfurt erhoffte, als sich die Gassen von den Halben schieden, da wußte auch Thstein, wo sein Platz war. Er konnte nicht mit bisherigen Freunden, wie Mathy, Bassermann, Welcker, das Vertrauen in die Versprechungen und Schwüre der 34 teilen, er wollte auch nicht wie der unter Struves Einfluß geratene Hecker durch Waffengewalt in Südwestdeutschland eine Winkelrepublik etablieren, aber er nahm seinen Platz auf der Linken bei Robert Blum und Ludwig Uhland und stimmte gegen das Erbkaufrecht mit Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze.

In neun Wahlkreisen wählte das badische Volk den „Vater“ Thstein zum Reichstagsdeputierten, während Mathy und Bassermann sich in Bayern ihren Sitz suchen mußten! In den acht freigewordenen Wahlkreisen wählten die Wahlmänner die von ihm empfohlenen, ihm gleichgesinnten, rückgratfesten Demokraten,

*) Erst dem klugen und volksfreundlichen Wirken Großherzog Friedrichs I. gelang es 1 1/2 Jahrzehnte später, die badische Demokratie mit der Monarchie zu versöhnen. D. Verf.

darunter Friedrich Hecker in Thiengen, Peter in Ueberlingen, Gottschalk in Schoppsheim, Mez in Freiburg, Kuejer, den freisinnigen Domherrn und Freund Wessenbergs in Konstanz. Gerade in der bäuerlichen Bevölkerung hatte der Name Thstein einen guten Klang; war sie doch durch ihn und seine Freunde von den drückenden Fesseln der Frohnden, Zehnten und Güllen befreit worden. Hatten doch gerade die bäuerlichen Abgeordneten stets mit ihm unter einem Dache in der Residenz, im „Pariser Hof“, der Thstein-Kaserne, wie sie von den Segnern genannt wurde, gehaust!

Von den Ergebnissen der mit so großen Erwartungen begrüßten deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche nicht weniger enttäuscht wie die übergroße Mehrheit des Volkes, harrte Thstein gleichwohl auf seinem Posten aus und zog mit dem „Rumpfparlament“ nach Stuttgart. Dort wurde der Zug der treuen Volksvertreter, an ihrer Spitze die greisen Uhland und Thstein, auf dem Wege zum Versammlungsaal von Kavallerie auseinandergeprengt! Das war das Ende des ersten deutschen Parlaments.

Nach der Niederwerfung des Maiaufstands in Baden durch die preussischen Truppen, von den Schergen der Reaktion mit Verhaftung bedroht, begab sich der milde Greis zunächst nach dem Elsaß und der Schweiz ins freiwillige Exil. Aber es litt ihn nicht lange fern von der Heimat. Nachdem er nachgewiesen, daß er an dem Aufstand in keiner Weise beteiligt gewesen, konnte er unbehelligt auf sein Gut Hallgarten im Rheingau zurückkehren. Inzwischen hatte es die reaktionäre Kammer des Jahres 1850 zu ihrer Schande über sich gebracht, den verdienten Veteranen als „unwürdig“ aus ihrer Mitte auszustoßen. Diese Schmach, die physischen Anstrengungen der letzten Jahre und noch mehr die Enttäuschungen nach so großen Hoffnungen verdüsterten seinen bisher so regen Geist. Ein Gehirnleiden stellte sich ein; er verfiel einem dumpfen Dahinsiechen. Aber aus der ihn umfangenden Nacht des Geisteslebens tauchte dann und wann, wie ein Lichtkeil, die Erinnerung an die glorreichen Tage der Vergangenheit auf. Dann ließ er wohl die ihm einst gespendeten Ehrenbecher und Bürgerkronen vor sich aufstellen und sang tränenden Auges, aber noch mit kräftiger Stimme die politischen Lieder der vergangenen Tage. *)

Am 14. September 1855 schloß er, fast 80 Jahre alt, die Augen. Sein Grabstein auf dem stillen Dorfkirchhof von Hallgarten trägt die Inschrift:

„Müde von den Jugendkämpfen deutscher Freiheit
ruhet hier ein mutig Herz.“

Im Jahre 1875 wurde Rottkefs 100. Geburtstag in Freiburg mit großem Gepränge gefeiert; an seinen im gleichen Jahre geborenen Freund und Mitstreiter Thstein dachte niemand. An Rottkef, der schon 1840 gestorben war, haßte eben nicht wie an diesem der „Ludergeruch“ der Revolution. Die damals herrschende Richtung, sich vornehmlich in Bismarckverehrung und Kulturkampf erschöpfend, wollte von den Kämpfern der Jahre 1848/49 nichts wissen; für sie begann die badische Geschichte erst wieder 1860. Um so mehr ist es Ehrenpflicht der neuen republikanischen deutschen Demokratie, das Andenken an Adam von Thstein zu erneuern. Möge es ihr nicht an Männern fehlen, die eines solchen politischen Vorfahren sich würdig erweisen!

*) Vergl. Bad. Biographien I 1881.

A. Stöcker / Das Kindererholungsheim Heuberg.

Nördlich von der jungen Donau, zwischen Immendingen und Sigmaringen, erhebt sich als Fortsetzung des die untere Donau begrenzenden Randenzuges und als südwestlicher Teil des Mittelgebirges der schwäbischen Alb der bis zu 800 Meter ansteigende breite Berggürtel des Heubergs, der, wegen seiner Wasserarmut nur spärlich besiedelt, kurz vor Ausbruch des Krieges zur Anlage eines Truppenübungsplatzes für das 14. Armeekorps wohl geeignet erschien. Bei dem badischen Marktflecken Sietten am kalten Markt, der seinen merkwürdigen Namen nach dem niedrigen Volkswitz deswegen erhalten hat, weil hier einst am Johannisfest, also mitten im Hochsommer, eine Biere auf offenem Markt erfroren sein soll, steht heute noch das frühere Truppenlager, an das sich stundenweit ein für militärische Zwecke geradezu ideal gelegener und ausgestatteter Truppenübungsplatz anschließt; dieser konnte seiner Bestimmung allerdings nur kurze Zeit, aber mit der denkbar stärksten Ausnutzung, dienen. Heute sind die massiv gebauten, einst für Mannschaften und Offiziere bestimmten schmucken Wohnhäuser, die Ställe für die Pferde der Artillerie und Kavallerie und die Schuppen für die Geräte der Pioniere und Maschinengewehrabteilungen vom Militär verlassen, die brau-

nen Holzbaracken, die sich malerisch am Bergeshang erheben und deren ehemalige Bestimmung als Gefangenenlager noch durch einen zum großen Teil wohl erhaltenen Zaun von Stacheldraht bezeichnet wird, sind geräumt, manche sind auch schon abgebrochen worden, auf den großen freien Plätzen des ehemaligen Truppenlagers wächst das Gras, und die ganze ausgedehnte Anlage würde das Bild einer ausgestorbenen, toten Stadt darbieten, wenn nicht in die Häuser und auf die breiten Straßen neues, junges Leben seinen Einzug gehalten hätte. Es ist dies die großstädtische Jugend aus Baden und Württemberg, die hier, abwechselnd in Schichten mit 4- bis 6wöchentlicher Aufenthaltsdauer eine treffliche Erholungsstätte findet und bei geordneter Verpflegung, durch ausgedehnte Bewegung in frischer, sonniger Höhenluft, durch fröhliches Wandern in der herrlichen Umgebung mit einer für viele Stadtkinder bisher unbekanntem Tier- und Pflanzenwelt, durch Sport und Spiel eine sichtlich Kräftigung ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit und damit neue Lebenswerte und neuen Lebensmut gewinnt. Ende Juli waren hier etwa 3000 bis 4000 Kinder untergebracht, eine Zahl, die während der eigentlichen Schulferienzeit im August und September noch

wesentlich gestiegen ist. Der Besuch dieser großzügig angelegten und durchgeführten Kinderkolonie ist für jeden Menschen- und Kinderfreund außergewöhnlich interessant, belehrend und erhebend. Im Laufe dieses Sommers haben Mitglieder des württembergischen Landtages das Erholungsheim zusammen in großer Zahl besucht, für September dieses Jahres wurde auch der Besuch des badischen Landtages in sichere Aussicht gestellt.

Das Kindererholungsheim Heuberg ist von verschiedenen Eisenbahnstationen aus ohne große Schwierigkeiten zu erreichen. Wer vom badischen Unterland her die Schwarzwaldbahn benutzt, wird in Immendingen aussteigen und alsdann mit der württembergischen Bahn, die von hier durch das herrliche Donautal an Weuron vorbei nach Ulm fährt, bis nach Tiergarten, zwei Stationen vor Sigmaringen, reisen. Von hier gelangt der Reisende auf guter, 6 Kilometer langer, in leichten Windungen durch ein schattiges Felsental ansteigender Landstraße nach dem schmucken Heubergdorfe Stetten a. L. M. und zu dem sich fast unmittelbar daran anschließenden ehemaligen Truppenübungsplatz. Wer die 1 1/2 stündige Fußwanderung scheut, der kann das regelmäßig verkehrende Postauto benutzen, das auch das Reisegepäck befördert. Der Reisende, der mit der von Tübingen nach Sigmaringen führenden Bahn ankommt, steigt am besten auf der Station Kaiserlingen oder Storzlingen aus und erreicht den „Heuberg“ auf bequemer Zufahrtsstraße zu Fuß in derselben Zeit wie von Tiergarten her. Wenn er im Kinderheim selbst keine Aufnahme findet, so bietet ihm Stetten mit seinen zahlreichen und gut geführten Wirtschaften ein wohl befriedigendes Unterkommen und reichliche Verpflegung.

Das Kindererholungsheim Heuberg verdankt seine Entstehung der Not der gegenwärtigen Zeit. Die verheerenden Wirkungen des unseligen, unglücklichen Weltkrieges mit seiner Hungerblockade und den dadurch hervorgerufenen Ernährungsschwierigkeiten zeigen sich namentlich im Gesundheitsstand unsrer Stadtkinder, bei denen vielfach in augenfälliger Weise Wachstum und körperliche Entwicklung beeinträchtigt worden ist, bei denen aber nach den übereinstimmenden Untersuchungsresultaten von Kinder- und Schulärzten auch allerlei verheerende Krankheiten, wie Tuberkulose und deren Vorstadium, die Skrofulose, in erschreckender Weise zugenommen haben. Von besorgten Eltern und Ärzten, von Schulleitern, Geistlichen und Lehrern und von allen mitfühlenden und weitblickenden Menschenfreunden wurde diese bestehende und weiter drohende Gefahr schon lange erkannt und als einzig mögliche Abhilfe die Beschaffung besserer Ernährungs- und Gesundheitsverhältnisse für die gefährdeten Kinder bezichnet. Dies kann wenigstens für einige Zeit am besten in geeigneten Erholungsheimen geschehen. Als passender Erholungsort, an dem besonders während der großen Schulferien gleichzeitig eine große Zahl von Stadtkindern untergebracht werden kann, wurde schon lange von allen Sachverständigen in der Kinderfürsorge das frühere Truppenlager Heuberg angesehen, wo während des Krieges wiederholt bis zu 14 000 Soldaten zusammengezogen worden waren und das heute noch zum größten Teil alle Einrichtungen für die Unterkunft und Verpflegung von einigen tausend Kindern besitzt. Der schöne Gedanke der Fruchtbarmachung des ehemaligen Truppenübungsplatzes für die Zwecke der gesundheitlichen Erziehung unsrer unterernährten städtischen Jugend wurde nach Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten im Laufe dieses Sommers in die Tat umgesetzt. Die praktische Durchführung nahm ein „Verein Kindererholungsfürsorge Heuberg“ in die Hand, dem sich sofort verschiedene größere Städte wie Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim, Stuttgart, Heilbronn und Wöppingen angeschlossen, aber auch einzelne, auf soziale Fürsorgetätigkeit gerichtete Vereine, wie der katholische Caritasverband und der badische Landesverein für (evangelische) innere Mission. Diese Stellen senden die von ihnen ausgewählten Kinder aus und übernehmen ganz oder teilweise die Verpflegungskosten, soweit diese nicht von den Eltern der Kinder aufgebracht werden können. Auch die „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen“, jene auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnte Organisation für soziale Kriegs Hinterbliebenenfürsorge, in der der Verein „Badischer Heimatbund“ als Landesauskunft der Nationalstiftung deren Fürsorgetätigkeit für Baden ausübt, hat Mittel zur Unterbringung von 50 besonders bedürftigen badischen Kriegswaisen für die Dauer eines vierwöchentlichen Erholungsaufenthaltes auf dem Heuberg zur Verfügung gestellt.

Die Tageskosten belaufen sich nach der bisherigen Berechnung für ein Kind auf 7,50 M.; dabei sind volle Verpflegung, ärztliche Behandlung und kleine Arzneimittel inbegriffen. Ein solch niedriger Verpflegungsatz ist unter den heutigen Verhältnissen nur möglich, weil dieses Unternehmen in weitgehendster Weise staatliche Förderung und Beihilfe erhielt. So wurde vom Badischen Landtag die vom Arbeitsministerium im Staatsvoranschlag für 1920 für die Unterbringung erholungs-

bedürftiger Kinder auf den Heuberg angeforderte Summe von 1 Million Mark einstimmig genehmigt, und auch die württembergische Regierung bewilligte zu dem gleichen Zwecke 400 000 Mark.

Für die Aufnahme von Kindern in den verschiedenen Heimen, die alle im Truppenlager, aber in verschiedenen Häusern untergebracht sind, wurden vom Vorstand des Vereins Kindererholungsfürsorge Heuberg besondere Bedingungen aufgestellt. Daraus ist zu entnehmen, daß die Kinder unmittelbar vor der Ausföhrung ärztlich untersucht werden müssen und während ihres Aufenthalts auf dem Heuberg ärztlicher Ueberwachung unterstehen. Für die Ausrüstung der Kinder gelten die mit dem Verein „Landaufenthalt für Stadtkinder E. V. in Berlin“ getroffenen Vereinbarungen. Im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse des Heubergs sind die Kinder außer mit den üblichen Wäschegegenständen mit warmer Kleidung, festem Schuhzeug und Sandalen zu versehen. Die Kinder ausfösenden Stellen haben die Aufsichtspersonen zu stellen, und zwar für je 25 Kinder mindestens eine Aufsichtsperson, außerdem eine Hausaufsicht für das mit 150 Kindern belegte Haus. Das Aufsichtspersonal hat in der Pflege, Erziehung, Beschäftigung und Unterhaltung der Kinder freie Hand, muß sich aber nach den von der Anstaltsleitung zu erlassenden allgemeinen Anordnungen richten.

Das Kindererholungsheim Heuberg wurde am 22. Juni d. J. mit etwa 1300 Kindern aus Karlsruhe und Mannheim eröffnet und hat bis jetzt eine ungehemmte, den stets sich steigenden Anforderungen durchaus entsprechende Entwicklung genommen. Es war keine kleine Aufgabe, das ehemalige Lager, das in allen seinen Einrichtungen ausgesprochen militärischen Zwecken diente, in kurzer Zeit für die Unterbringung, Verpflegung und sachgemäße Beschäftigung schulpflichtiger Kinder beiderlei Geschlechts herzurichten, insbesondere da dieses von der letzten militärischen Besetzung in einem ungläublichen Zustand zurückgelassen worden war, von den Bunkertuppen, die kurz vorher mit Weibern, Kind und Kegel in diese entfernte Südwestecke des Reiches verschoben worden waren und hier und in der nächsten Umgebung eine Zeitlang zucht- und zügellos wie Marodeure des Dreißigjährigen Krieges hausten.

Zunächst erwiesen sich die massiv gebauten Doppelwohnhäuser für die Unterbringung von je 75 Kindern als wohlgeeignet. Jedes Halbhaus enthält in der Hauptsache vier große und einige kleinere Zimmer; drei große Räume dienen je 25 Kindern als Schlafzimmer, einer als Tagesraum, namentlich zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Glücklicherweise war die Witterung den ganzen Sommer über so beständig und der Aufenthalt im Freien so verlockend, daß diese Tagesräume bisher täglich nur für kurze Zeit in Anspruch genommen wurden.

Die Schlafräume sind hoch, hell und leicht durchlüftbar, die Betten groß und sauber, sie haben allerdings keine Federnbetten, sind aber mit 2-3 Wollteppichen auch bei kühler Witterung warm genug. Daß die Kinder auf Strohmatten und Seegrasmatrassen liegen müssen, mag manchem im Anfang ungewohnt und „hart“ erscheinen; in kurzer Zeit finden sie sich aber gewöhnlich mit Scharz und heiterer Laune in ihre „Lage“, besonders wenn sie einen Tag mit anstrengenden Märschen oder ermüdenden Spielen hinter sich haben. Dafür, daß die Nachtruhe der 75 Pflöglinge eines Hauses nicht gestört wird, sorgt die „Nachtwache“ einer Aufsichtsperson, die sich die ganze Nacht angekleidet und beständig hilfsbereit in einem geeigneten Räume des Hauses, dem früheren Feldwebelzimmer, aufhält. Als großer baulicher Mißstand muß bezeichnet werden, daß sich die Abortanlage nicht im Hause selbst, sondern in einem besonderen, nur von außen zugänglichen Anbau befindet. Wohl sind vor den Schlafräumen einige Nachstühle aufgestellt; diese Einrichtung genügt aber für die Dauer nicht, namentlich dann nicht, wenn aus dem Sommer-Erholungsheim eine bleibende, auch im Winter bestehende Einrichtung geschaffen werden soll. Eine räumliche Verbindung aus dem Innern des Hauses mit der bestehenden Abortanlage läßt sich übrigens leicht und ohne große Kosten bewerkstelligen.

Eine geordnete Lebensführung einer so großen Gemeinschaft, wie sie die Kinder eines ganzen oder wenigstens eines Halbhauses bilden, ist nur möglich bei der Beachtung einer strengen, für alle Bewohner verbindlichen Hausordnung. Ueber diese wacht ein weiblicher oder männlicher Hausvorstand. In jedem Halbhaus sind drei Sondergruppen mit je 25 Kindern untergebracht, die sich durch das beständige Zusammensein wieder als eine engere Familie fühlen. Jede dieser Gruppen wird gewöhnlich durch eine weibliche Aufsichtsperson betraut. Es sind dies meist junge Damen, die sich durch ihre berufliche Ausbildung als Lehrerin, Jugendleiterin, Handarbeits- oder Fröbellehrerin die notwendige pädagogische Ausbildung für ihren Dienst erworben haben. Dieser ist, wenn er richtig ausgeübt wird, nicht leicht; denn es ist keine kleine Aufgabe, etwa zwei Duzend Kinder aus den verschiedensten Ge-

gesellschaftlichen mit den verschiedensten natürlichen Anlagen und persönlichen Ansprüchen für dieses Gemeinschaftsleben erst zu erleben und viele erst an Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit und an ein verträgliches, gesittetes Verhalten zu gewöhnen. Es muß erzieherisch als ein großer Gewinn bezeichnet werden, wenn dabei die Kinder von sich aus zu der Erkenntnis kommen, daß ein geordnetes Gemeinschaftsleben, in dem die Einzelpersönlichkeit nicht unterzugehen braucht, nur möglich ist durch freiwillige Ein- und Unterordnung unter die bestehenden Gesetze, und daß in einem vollen Genießen der Herrlichkeiten der Natur das edelste und schönste Glück zu finden ist. Dann treten alle die törichtesten Hoffnungen und phantastischen Erwartungen an Verpflegung, Zerstreuung und Unterhaltung zurück, die bei vielen vor ihrer Ankunft auf dem Heuberg bestanden haben und die häufig von unvernünftigen Erwachsenen genährt und gesteigert worden waren. Eine solche soziale Erziehung zum Gemeinschaftsleben, die vorher manche eigenwillige oder verzogene Kinder entbehrt haben, eine gern geübte Zurückstellung eigener Wünsche, wenn diese neben den allen gerne gewährten Rechten und Freiheiten nicht bestehen können, ist neben der körperlichen Kräftigung und Gesundheit wohl der Hauptgrund des Erholungsaufenthalts der Kinder auf dem Heuberg.

Die Tageseinteilung des Lebens im Heim ist wohlgeordnet und entspricht natürlich ganz dem Zweck des Erholungsaufenthalts. Um 7 Uhr bekommen die Kinder das erste Frühstück, $\frac{1}{2}$ Liter Milch mit Brot an's Bett gebracht. Dann stehen sie gemächlich auf, waschen sich und machen Bett und Zimmer. Um 9 Uhr gibt es das zweite Frühstück, das aus Suppe oder Kakao mit Butter- oder Marmeladebrot besteht. Dann aber kommt Leben in das Lager, und wie in einem Ameisenhaufen beginnt es sich überall zu regen. Zu Zweien oder Dieren stellen sich die Kinder mit viel Lärm und lustigen Burlesken zum Aufmarsch auf, und mit Marschgeschrei und in flottem, festem Schritt geht es nach allen Richtungen auf die verschiedenen freien Plätze, um dort zu spielen, sich im Gras zu sonnen oder auch um größere Wanderungen über den ausgedehnten Truppenübungsplatz oder ins romantische Donautal zu unternehmen. Die Knaben ziehen bei ihren Spielen natürlich Fuß- und Schlagball vor, Soldaten-, Räuber- und Indianerspiele, die Mädchen verschlungene Tanzreigen, und da kann man auf blumiger Wiese manch reizende Reigen- und Spiele sehen, die wert wären, von der Künstlerhand Hans Thomass festgehalten zu werden. Da und dort glaubt man auch die Wirkungen eines jezt überall planmäßig in den Schulen einsetzenden Spielbetriebs bemerken zu können.

Um 12 Uhr erfolgt der Rückmarsch der Kinder, die prahlend vor Freude und Jugendlust, von Lust und Sonne gebräunt, unter dem Gesang von Soldaten-, Wandervogel- oder Heimatliedern ihren Wohnhäusern zustreben; auch ein spontan wie ein Volkslied von unbekanntem Dichter verfaßtes und einer bekannten Melodie angepaßtes Heuberglied ist da oder dort zu hören.

Bald mischen sich andere Klänge in den Lärm; die Kinder rücken mit ihren blankgeputzten Blechschüsseln schichtweise zum Mittagessen in die für sie bestimmten Verpflegungsstationen ein, ehemalige Kantinen mit anschließender Küche, aus der vielversprechend allerlei Gerüche ein schwachhaftes Essen verraten. Die hungrigen Kinder, die natürlich nicht auf einmal, sondern nur der Reihe nach bedient werden können, geraten dadurch in eine leicht begreifliche Erregung und geben ihrem drängenden Erwarten durch lautes Zusammenschlagen ihrer Schüsseln mit den Schüsseln einen lebhaften Ausdruck. Gunderstimmig klingt der Lärm über das ganze Lager hin; er hört sich aus der Ferne wie der Klang von Herdenglocken an, aber nicht wie das Geräusch einer satt und zufriedenen von der Weide heimkehrenden Herde, sondern stürmisch, aufeinander, raube Bedienung fordernd; viel und gut, das ist die vordringende Dominante in diesem lauten Tongewirr. Und diesem Begehren wird die Küche in reichstem Maße gerecht. Aus den vier großen Dampfkochkesseln, in denen Suppe und Gemüse, manchmal auch Fleisch und Weizengrütze kocht und brodelt, wird das Essen mit großen Eimern in bereit gehaltene große Schüsseln geschöpft und auf den Anrichttisch geschoben. Hier nehmen sie die Aufsichtspersonen einer jeden Gruppe in Empfang und verteilen die Gerichte, überwacht von 50 hungrigen Augen, nach Augenmaß und Recht und Gewissen in die begehrlich ausgestreckten Schüsseln ihrer Pflegebefohlenen. Da gibt es für die verschiedenen Wochentage einen abwechslungsreichen Speisezettel: in jedem Falle eine gute Suppe, frisches oder Dörrengemüse, Kartoffeln und manchmal Röhre, Braten oder Ragout mit einer schwachhaften Tunke. Nachdem die alten Kartoffeln, die anfangs noch nicht in genügender Menge durch neue ersetzt werden konnten, aus den Küchen verschwunden sind, verstimmt auch die früher nicht unberechtigten Klagen über die Kartoffelversorgung. Das Essen ist jezt im allgemeinen gut und reichlich; auf Wunsch wird, wenn immer möglich, noch einmal nachgeschöpft. Wenn der Speisezettel auch nicht jeden Tag

gleich reich aussehen kann und nicht jeden Tag und in jeder Küche alle Speisen gleich gut gelingen, so ist dies eine Erscheinung, die sich auch in jedem Einzelhaushalt zeigt. Fast überall ist der gute Wille zu erkennen, das Beste zu tun und den Kindern das zu bieten, was nahrhaft ist und dem kindlichen Geschmack entspricht. Wenn dazu der gute Wille gut erzogener Kinder kommt, von allem ohne große Einwendungen zu essen, was auf den Tisch kommt, so wird das Essen für alle zu einem freudigen Genuß. Selbst wahrgenommene oder gemeldete Mißstände werden von der umsichtigen Wirtschaftsleitung sofort und gern beseitigt. Eine willkommene Abwechslung bringt für eine große Zahl besonders unterernährter Heuberg-Kinder aus den Bedürftigkeitsklassen 3 und 4 die Quäker Speisung, an der sich zurzeit 2000 Teilnehmer erfreuen dürfen und die an Stelle oder gar neben das zweite Frühstück tritt. Da gibt es für eine Kinderzunge herrliche Sachen: in Milch gekochter Reis mit Schokoladenguß, oder prächtige, dicke Erbsen- oder Bohnensuppe, Pudding und ähnliche nahrhafte und schmackhafte Speisen. Es ist eine Freude, die leuchtenden Augen dieser hungrigen Kinder zu sehen, die dankbare Nuznießer geworden sind des über das Meer herüber getragenen und in die Tat umgesetzten humanitären Gedankens eines praktischen Christentums, die Hungrigen zu speisen. Warmes Mitleid erfüllt den Menschenfreund, wenn er bedenkt, daß diesen guten Tagen, die die Kinder satt und darum glücklich machen, bald wieder magere Wochen voller Entbehrung folgen werden, aber auch etwas wie Beschämung den Patrioten, wenn er hier junge Volksgenossen als Almosenempfänger eines fremden Volkes sieht, durch dessen Eintritt in den Weltkrieg unser nationales Unglück erst besiegelt worden ist.

Nach dem Mittagessen ist eine zweistündige Betruhe vorgeschrieben. Von allen Punkten der Tagesordnung ist dieser am schwersten wörtlich durchzuführen, und wenn es einer strengen Aufsicht auch gelingt, ein körperliches Ausruhen zu erreichen, so ruhen doch die regen Zungen nicht, die von der Heimat und von persönlichen Erlebnissen so viel zu erzählen haben, und auch nicht die Gedanken, die neue Pläne entwerfen für Unternehmungen am Nachmittag. Um 3 Uhr gibt es Kaffee oder Kakao mit gestrichenem Brot, an einzelnen Tagen sogar einen Wasserweck, der von den Kindern sehr begehrt wird, auch wenn er nicht von blendend weißem Weizenmehl bereitet ist. Das tägliche Schwarzbrot ist übrigens ein wohl-schmeckendes, kräftiges Kommißbrot, wenn auch Schwankungen in Zusammensetzung und Geschmack wie überall nicht ausgeschlossen sind. Nach dem Vesper geht es wieder ins Freie, in die nahen Wälder oder auf die Wiesen und Heiden auf der Höhe. Vor 7 Uhr ist alles wieder zurück; dann wird zu Nacht gegessen. Auch mit dem Nachessen sind die immer hungrigen Kinder gewöhnlich wohl zufrieden. Da gibt es jeden Abend Suppe, dann Käse mit Schattartoffeln oder Reissbrei mit Dörrobst, nicht selten auch Sauermilch mit Kartoffeln, eine für Stadtkinder anfangs ungewohnte, aber bald beliebte Kost.

Nach dem Nachessen werden langsam die Vorbereitungen für die Nacht getroffen. Um 8 Uhr gehen die Kinder zu Bett, und bald liegen die Schlaffäle, in denen es noch eine kurze Zeitlang huscht und wispert, in Dunkelheit und friedlicher, nächtlicher Ruhe. Nur in einem Mittelzimmer des Hauses brennt noch die ganze Nacht ein Licht, das nach außen hin verkündet, daß Leben und Gesundheit der Kinder nicht nur am Tage, sondern auch bei Nacht besittet wird.

Wenn die Kinder schlafen, beginnt auch für die Pflegerinnen und Aufsichtspersonen der verdiente Feierabend, sofern diese nicht durch Nachwache in Anspruch genommen sind. Sie versammeln sich im Kasino, wo sie wie das Frühstück und Mittagessen auch das einfache Abendbrot einnehmen. Manchmal bleiben sie auch eine Stunde länger, um sich am Klavier- oder Violinspiel zu erfreuen oder einem schönen Lied zuzuhören, das Musikkundige aus ihren Reihen als erfahrene Erholung und Erhebung bieten.

So verläuft fast jeder Tag in wohlgeordneter Ordnung. An zwei Tagen in der Woche sind besondere Schreibr-, Flick- und Handarbeitsstunden angesetzt. Für größere Schäden an Kleidern und Schuhwerk hilft eine Nähstube und eine Schuhmacherwerkstätte, und oft noch um die mitternächtliche Stunde hört man den Hammer des fleißigen Meisters, der den auf den spitzen Steinen nur allzu leicht beschädigten Schuhen wieder zu festen Sohlen verhilft.

Dem Sonntag bringt naturgemäß der Kirchgang eine andere Tagesordnung. Droben über dem Lazarett ist in einer stillen Waldlichtung ein Altar und eine Kanzel aufgeschlagen, und da findet zuerst bei den Katholischen und dann bei den Evangelischen Sonntags bei gutem Wetter ein Kindergottesdienst statt. Es ist dies eine einzigartige, erhebende Feier, die hier abseits vom Lagerlärm im stillsten Gottesfrieden eines Tannenwäldchens abgehalten wird. Zu den tiefen Akkorden eines Harmoniums und dem hellen Gesang der Kinderstimmen jubilierten die Vögel in den Zweigen, und beide Geisliche ver-

stehen es sichtlich, jeder in seiner Art, die Herzen der Gläubigen durch feierliche Kultushandlungen und eindringliche Predigtworte zu erheben und zu erbauen.

Für Unterrichtsbedürfnisse und für Unterhaltung der Kinder durch Vektüre ist auf dem Heuberg bis jetzt so gut wie nichts geschehen. Dazu lag bisher kein Bedürfnis vor. Für die meisten Kinder fällt der Erholungsurlaub in die Ferien, wo alles Lernen ruht, und dann gibt es auch auf dem Heuberg so viel zu laufen und zu springen, zu spielen und zu singen, zu fragen u. zu guden, daß keine Zeit für Lesen übrig bleibt. Für den Fall jedoch, daß wie geplant, hier dauernd, also auch im Winter, für eine kleinere Anzahl von schwächlichen oder kränklichen Kindern, etwa Skrofeln oder solchen mit geschlossener Tuberkulose ein gesunder Höhenluftkurort geschaffen werden soll, müßte auch für einen Unterricht gesorgt werden, der den Kindern mindestens das erhält oder besorgt, was sie an Kenntnissen vorher erworben haben. Geeignete Anstaltsräumlichkeiten würden sich im derzeitigen Krankenhause mit seiner trefflichen Inneneinrichtung finden lassen; als Schulform käme wohl eine Waldschule in Betracht, die ihren Unterricht auch im kältesten Winter auf dieser geschützten, sonnigen Höhe im Freien halten könnte; schlimm wären dafür nur die Uebergangszeiten im Frühling und im Herbst. Ueber die Möglichkeit der Durchführung eines solchen Planes ist ein fachverständiges medizinisches Gutachten maßgebend und entscheidend.

Ueber die körperliche Gesundheit der Heimkinder wacht der leitende Arzt mit seinen männlichen und weiblichen Gehilfen. Die Kinder werden bei ihrer Ankunft gewogen und gemessen, auch wird ihr Blut untersucht. Das Gleiche geschieht bei ihrem Weggang. Wenn auch zu einem endgültigen Urteil über das Ergebnis des Erholungsurlaubes längere Beobachtungen nötig sind, so kann doch jetzt schon gesagt werden, daß der Aufenthalt auf dem Heuberg bisher für fast alle Kinder von der heilsamsten Wirkung war. Das Gewicht hat bei den meisten in 4 Wochen um 3-6 Pfund zugenommen, in Einzelfällen sogar noch um mehr. Der Brustumfang wurde allgemein stärker, wohl als eine Folge des stärkeren Almens, des lauten Sprechens, Rufens und Singens in der dünnen Luft, und auch die Blutzusammensetzung ist allgemein eine bessere, was bei der gesunden Lebensweise wohl selbstverständlich ist.

Bei der großen Kinderzahl sind in den neuen, ungewohnten Lebensverhältnissen leichtere, aber vereinzelt auch schwerere Erkrankungen nicht zu vermeiden. Ein trefflich eingerichtetes und ausgestattetes Krankenhaus, das von erfahrenen Niederbronner Schwestern besorgt wird, nimmt solche junge Patienten in sorgfältige Pflege. Zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit dient auch eine gut eingerichtete Badeanstalt. Die Wasserzufuhr wurde natürlich schon für das Militärlager für alle Bedürfnisse trefflich geregelt, auch für elektrisches Licht ist überall gesorgt.

Die Umgestaltung und Einrichtung des früheren Truppenlagers Heuberg zu einem großen Kindererholungsheim für einige Tausend gleichzeitig unterzubringende erholungsbedürftige Stadtkinder war ein Versuch, der in diesem Ausmaß, wenigstens bei uns in Baden, bisher noch nirgends gemacht worden war. Dieser Versuch kann jetzt schon, vor dem Ende des ersten Probejahres, als gelungen bezeichnet werden, und die günstigen Ergebnisse des Erholungsurlaubes der Kinder drängen zur Fortführung und Wiederholung. Es ist zu erwarten, daß die Militärverwaltung diesen Platz auch weiterhin zur Verfügung stellt und daß auch im nächsten Jahr für die Aufrechterhaltung des kostspieligen Betriebes von den zuständigen Stellen die nötigen Mittel wieder bewilligt werden. Wohl besitzen die großen Städte unseres Landes noch andere Kinderheime mit günstigen Verpflegungsmöglichkeiten, im Neckartal und im oberen Murgtal, am Fuße und auf den Höhen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, wohl wird beständig eine große Zahl von schlecht

ernährten Stadtkindern, besonders durch Vermittlung caritativer Vereine, in Bauernfamilien auf dem Lande untergebracht, wo sie bei nützlicher Beschäftigung gleichzeitig die ihnen nötige Kräftigung ihrer Gesundheit finden. Allein diese Unternehmungsmöglichkeiten genügen nicht für die große Zahl der vorhandenen erholungsbedürftigen Kinder, bedürften doch nach ärztlichen Feststellungen im Laufe dieses Sommers in Karlsruhe mindestens 5000, in Mannheim gar 7000 Kinder eines längeren Ferienaufenthaltes auf dem Lande, um in guter Luft und bei kräftiger Kost die erlittenen Schäden an Wachstum und Gesundheit wieder auszugleichen. Für die Unterbringung solcher großen Massen ist der Heuberg dauernd nicht mehr zu entbehren. Natürlich müssen im nächsten Jahre die bisher gewonnenen Erfahrungen nutzbar gemacht werden, wie sie sich auf allen Verwaltungsgebieten ergeben haben. Geeignete Verbesserungen in Wirtschaftlich- und Verpflegungsfragen mögen von den dafür zuständigen Stellen vorgeschlagen werden. Hinsichtlich der Verwaltung der Kinder darf vielleicht darauf hingewiesen werden, daß darin die Württemberger eine dauernde, straffe und deswegen auch nach außen wirkungsvolle Zentralisation in der Person eines erfahrenen Schulmannes geschaffen haben. Eine solche Einrichtung dürfte wohl auch für die einzelnen Heime der badischen Kinder angebracht erscheinen, wo bisher eine amtlich autorisierte Oberleitung fehlte und der beständige Wechsel der führenden Persönlichkeiten eine gewisse Unsicherheit auch bei dem Aufsichtspersonal aufkommen ließ.

Das ideale Ziel einer möglichst nachhaltigen Kräftigung der Gesundheit der erholungsbedürftigen Kinder in der zur Verfügung stehenden Zeit ist naturgemäß nur zu erreichen, wenn dafür verschiedene Voraussetzungen erfüllt worden sind. Dazu gehört in erster Reihe eine sorgfältige schulärztliche Untersuchung und Auswahl der für diesen Massenbetrieb auf dem Heuberg geeignet erscheinenden Schüler. Auszuschließen davon sind vor allem solche Kinder, die durch ansteckende Krankheiten (Pflechten, Krätze) oder durch Ungeziefer eine Gefahr für die übrigen bilden oder durch lästige störende Leiden (Bettwässer) das Zusammenleben außerordentlich erschweren. Ebenso sollen von den Eltern selbst oder von den Lehrern Kinder ferngehalten werden, die sich nicht einer streng durchzuführenden Hausordnung unterwerfen können oder auf verschiedenes nicht verzichten wollen, was eben einem einzelnen unter Tausenden von Kindern nicht zugebilligt werden kann.

Ebenso wichtig wie die Auswahl der Kinder ist aber auch die des Aufsichtspersonals und Pflegepersonals. Der Dienst der Leiterinnen und Pflegerinnen ist keine Sineture, kein Spiel und keine Ländelei, sondern er verlangt eine große körperliche Leistungsfähigkeit und eine völlige Hingabe an die freiwillig gewählte Aufgabe unter Ueberwindung mancher bisherigen Lebensgewohnheiten. Er verlangt womöglich eine berufliche Ausbildung als Erzieherin, um dadurch die nötige Kenntnis der passenden Erziehungsweise und der zulässigen Erziehungsmittel zu erlangen, dazu noch ein ideal gesinntes, sonniges Herz, das sich verständnisvoll und harmlos mit den Kindern freuen, ihr oft ein kleines und doch so großes Leid zu heben oder wenigstens zu lessen weiß. Ohne einen gewissen Idealismus ist hier nicht anzukommen; denn die Verpflegung im Kasino ist für Erwachsene recht mäßig, die klingende Entschädigung, so weit man heute von einer solchen sprechen kann, nicht allzu hoch; dafür erwächst aber der selbstlosen Pflegerin bei den Kindern selbst ein schöner Lohn, das ist eine offene Dankbarkeit und treue Gegenliebe.

So möge der Heuberg, dessen ursprüngliche Bestimmung war, unsere jungen Soldaten für das Kriegshandwerk auszubilden, fürderhin eine Stätte sein und bleiben, auf der die badische Jugend Erholung, Gesundheit und damit die nötigen Kräfte findet für die Aufgaben des schwer gewonnenen und schwer aufzulastenden Friedens zu ihrem eigenen Wohl und damit zum Wohl des ganzen Vaterlandes!

Augusta Bender /

Da man wohl von Mutterwik, doch nie von Vaterwik zu sprechen pflegt, so wunderte sich auch eigentlich niemand, daß die Kinder des gescheiterten „Sternquaders“ zu den beschränktesten Köpfen des Dorfes gehörten. Sie schlugen in diesem Punkte ihrer Mutter nach, zu welcher der Sternquader einen merkwürdigen Gegensatz bildete. — Nicht allein als Knabe, sondern bis in seine reifsten Mannesjahre befandete er eine ungewöhnliche Fernbegier, die ihm denn auch seinen Uebernamen „der Sternquader“ eingebracht hatte. Neben den mancherlei Büchern zum Selbstunterricht hatte er sich nämlich auch ein Fernrohr angeschafft — mit schweren Kosten und nach vielerlei Nachfragen in der Amtstadt, brieflichen und mündlichen. — Und in manch einer sternhellen Nacht, zur Sommer- und zur Winterzeit, sah man dann den Sternquader mit seinem Fernrohr am Gartenzaune

Der Sternquader.

oder in der hinter demselben gelegenen Wiese stehen, unbekümmert um die halb neugierigen, halb spöttischen Bemerkungen der Vorübergehenden.

Nach seiner Frau, das Käthele, vermochte ihn von seinem sonderlichen Treiben nicht abzubringen. Wenn sie ihm vorstellte, daß man für das viele Geld, das in seinen Büchern und in seinem Fernrohr stecke, gar wohl einen Krautgarten, vielleicht sogar einen Acker hätte kaufen können, da wußte er ihr bei Heller und Piennia vorzurechnen, daß das Schnupfen oder Rauchen manch anderen Mannes am Ende eben so viel, wohl nicht mehr zu kosten pflege. Dazu sei das letztere ein Vergnügen, das sozusagen in den Wind abblasen werde und nichts als Schmutz und Nische zurücklasse, während seine Bücher stets an Ort und Stelle und ein immerwährender Hauschat blieben.

In dieser zuversichtlichen Voraussetzung aber sollte der Sternrunder sich verrechnet haben. Das Käthele starb vor der Zeit und so plötzlich, daß der Sternrunder sich nur schwer in diese unerwartete Tatsache finden konnte. Denn war die Frau auch ohne alles Verständnis für ihres Mannes Wißbegierde gewesen, so liebte sie ihn trotzdem genug, um seine Bücher, die ihm von allem Hausrat das Liebste waren, in gehörigen Ehren zu halten. Die Schwester des Sternruanders aber, die sich schon vor dem Tode ihrer Schwieger das Regiment im Hause angemacht hatte, bewies dem Alten weder Zuneigung noch Ehrerbietung. Und wie dies so zu gehen pflegt, betrachtete sie bereits alles in Haus und Klur als ihr alleiniges Eigentum und suchte oft im stillen auszurechnen, wieviel aus den ihr verhassten Büchern wohl zu lösen sein möchte. Denn daß sie alle zwölf bis fünfzehn Stücke gleich nach dem Ableben des Alten verlaufen würde, war bei ihr längst schon eine beschlossene Sache.

Auch ihre Kinder pflegten keinerlei Wißbegierde betreffs des Bücherbrettes ihres Großvaters zu zeigen. Und als er dem ältesten Bubens auf seinen zehnten Geburtstag den Robinson Crusoe geschenkt hatte, fragte der kleine Fritz, ohne eine besondere Freude zu bezeigen, nach dem Preise des Buches. Der Großvater bedeutete ihm dieses als unschicklich, und der Bubens schlich sich heimlich von dannen. Der Sternrunder aber sah und hörte nie wieder etwas von dem merkwürdigen Buche, und er gedachte mit tiefer Wehmut, wach' einen Himmel auf Erden ein derartiges Geschenk ihm in der Knabenzeit bereitet hätte, wofür ein solches ihm zugänglich gewesen wäre.

Und je älter der Sternrunder wurde, desto einsamer fühlte er sich in seinem eigenen Hause, desto wehmütiger blickte er auf seinen schön und stark gebundenen Kosmos, dem Lebenswerke eines großen Forschers, dessen Namen „Alexander von Humboldt“ er seinem Enkel vergeblich einzuprägen suchte. Denn der kleine Fritz war schließlich die einzige Gesellschaft des mehr als Siebzehnjährigen, der zu Feldarbeiten und schweren Hausgeschäften nicht mehr stark genug war. — „Nur verschleudern sollen sie meine Bücher nicht,“ seufzte er manchmal im stillen, „Heber noch sie mir in's Grab mitgeben, wenn sie sonst nichts damit anzufangen wissen.“ Allein je näher es dem Ende zuzing, desto unverschämter zeigte sich ihm die unschöne und lieblose Gesinnung seiner Schwiegertochter, und es war ihm kein Hehl, daß sein Sohn, der gutmütige Martin, wenig oder nichts mehr im Hause anlagern hatte.

„Sieh, Fritz!“ sagte der Sternrunder einmal zwischen Tag und Dunkel zu dem kleinen Bubens, und seine Stimme klang so weh, als ob sie von heimlichen Tränen zitterte, „wenn ich einmal nicht mehr am Leben bin, so tue mir die eine Liebe und halte meine Bücher in Ehren, wenn du jezt auch keine Lust am Lesen hast. Wenn du aber ein Mann geworden bist und einmal die Bücher zur Hand nimmst, um daraus den Geist und den Sinn deines Großvaters kennen zu lernen, so soll es dein Schaden nicht sein, und besonders Alexander von Humboldt wird dir Glück bringen.“

Der Knabe, von dem ernstlichen, wehmütigen Tone der Rede befangen gemacht, stammelte etwas, das wie ein Versprechen gelten konnte. Er hörte nicht das Leise, höhnische Lachen aus der Kammer und wußte nicht, daß seine Mutter sich auf den Bechen von der Küche aus hinein geschlichen hatte, da die gedämpfte Rede des sonst laut und kräftig Sprechenden alten Mannes ihr verständlich vorgekommen war.

„Ein Narr müßte ich sein,“ flüsterte sie dann, wieder an ihren Herd zurückkehrend, „wenn ich dem Bubens dergleichen Mucken in den Kopf setzen ließe. Aus dem Hause muß der Kram, sobald die Inventur stattgefunden hat, und wenn ich nicht mehr als einen Buben für das Stück bekommen sollte.“

Und als der Sternrunder auf dem Totenbette lag und nicht mehr reden und deuten konnte, da gingen seine brechenden Augen noch sehnsüchtig an dem Bücherbrett über der Truhe und wanderten dann zu der Schwiegertochter, die allein in der Sterbestube anwesend war. Allein das gefühlstumpfe Weib achtete nicht auf die stumme Bitte; sie dachte an nichts, als wie viel Geld wohl der Schwäger noch in seiner Truhe hätte, und wie sie es am besten auf die Seite schaffen könnte, ehe die auswärtig verheirateten Geschwister ihres Mannes dazwischen kämen.

Sie hatte mit dem Öffnen der Truhe auch Erfolg gehabt, allein es war bei weitem nicht so viel, als sie erhofft und errechnet hatte, ohgleich der Alte gegen Ende seines Lebens immer sparsamer geworden war und selbst das Zeitungsgeld aufgabgegeben hatte.

Als dann das „Gericht“ kam, um den Nachlaß des Verstorbenen aufzunehmen, da waren die Bücher auch schon zur Seite ge-

schafft, und niemand fiel es ein, danach zu fragen; denn in einem Bayernhause wird dergleichen für wertloses Gerümpel gehalten.

In der Tat hatte die Schwiegertochter des Sternruanders dann auch nicht mehr als für das Stück einen Sechser bekommen und sich gerne damit zufrieden gegeben; denn wenn der Käufer auch der ärmste Knabe im Dorfe war, so wußte die Bäuerin doch nur zu gut, daß die Reichen ihr nicht die Hälfte gegeben hätten; hatte doch selbst der Kaufmann ihr nur einen halben Kreuzer das Pfund geboten, nicht um die Bücher zu lesen, sondern um Käse und Heringe hinein zu wickeln.

Da war der lahme Gottlieb doch ein besserer Käufer, denn so arm er war, hatte er doch gar nicht am Preise gehandelt, obgleich er dafür, wie er sagte, ein halbes Jahr Steine geklopft hatte. — Als er aber seinen schwer erworbenen Schatz in einen Korb gepackt hatte und denselben leuchtend nach Hause trug, da glaubte er die ganze Welt zu besitzen, und so war es auch; heißt doch „Kosmos“ die Lehre vom Weltall, von allem, was im Himmel und auf Erden ist, von allen sichtbaren und unsichtbaren Sternen und den ewigen Gesetzen, nach denen sie sich bewegen.

Und der lahme Gottlieb war nicht viel älter als der kleine Fritz, des Sternruanders Enkel, der gleichgültig dabei gestanden und zugehört hatte, als seine Mutter die Bücher eines um's andere aus der Truhe nahm und in den Korb legte.

Gottlieb's Mutter, eines armen Tagelöhners Witwe, traten die Tränen in die Augen, als sie den Hergang hörte. „Du bist aber noch zu jung, um solch schwere Sachen lesen zu können,“ sagte sie dann; „ich will sie fortlegen, bis du aus der Christenlehre bist, weiß ich doch ohnedem nicht, was der Pfarrer dazu sagen würde, daß wir uns eine derartige Ausgabe gemacht haben.“

„Was sollte er sagen,“ entgegnete zuversichtlich der kleine Gottlieb, „als was er immer behauptet hat, daß es schade sei, daß ich keine Stimme zum Singen habe, denn sonst könnte ich Schullehrer werden. Ich will aber kein Schullehrer werden und auch kein Pfarrer, selbst wenn wir das Geld zum Studieren aufreiben könnten.“

„So, nicht einmal Pfarrer, und was denn sonst, wenn man fragen darf?“ sagte die Mutter und um die Lippen der kleinen feinen Frau, die nichts weniger als wie eine arme Tagelöhnerin ausah, spielte ein halb wehmütiges, halb schalkhaftes Lächeln.

„Ja, Mütterle, das weiß ich selber noch nicht,“ entgegnete Gottlieb mit ernsthafter Miene. „Vielleicht, daß ich es aus diesen Büchern erfahren kann; denn siehst du, es ist auch ein Wörterbuch darunter mit Erklärung alles dessen, was unser eines nicht verstehen kann.“

„Ja, in der Tat,“ entgegnete Frau Christine, das Buch in die Hand nehmend, „wie nur der alte Vachert auf all' dergleichen kommen konnte! Gewiß hat er sich die Titel aus der Zeitung abgeschrieben — dem Mannheimer Journal oder dem Schwarzwälder Boten.“ — Und sie seufzte in der Erinnerung an all' das dunkle Sehnen nach Wissen und Erkennen, für welches sie ihr Leben lang keinen Ausdruck und keine Nahrung gefunden hatte.

„So tue denn, was du nicht lassen kannst,“ sagte sie dann ernst; „nur um eines bitte ich dich auf's herzlichste, schone deine Augen und lies nicht zwischen Licht und Dunkel und auch nicht an Wochentagen; denn wo sollten wir sonst das Brot hernehmen, das wir nicht wachsen haben, sondern uns erst schwer verdienen müssen!“

Der Gottlieb versprach, den Lehren seiner heikaeliebten Mutter Rechnung zu tragen; doch, wie es so zu gehen pflegt, wurden seine guten Vorsätze bald durch den mächtigen Drang seines Innern über den Haufen geworfen. Er las und las, und in wenigen Monaten war er schon bis zum vierten Band des Kosmos gekommen. Mit Hilfe seines Wörterbuchs glaubte er auch das Meiste so ziemlich verstanden zu haben. — Einmal aber — an einem schönen Sonntagmorgen im Juni — er hatte gerade eine Seite umgeschlagen — da stockte und stuchte er, las zurück, las wieder vorwärts, wischte sich die Augen aus, saß sich an den Kopf und konnte trotzdem noch immer keinen Sinn aus dem Gelesenen herausbringen: „Kaum ein halbes Jahrhundert nach Magellans Erdumsegelung beginnt Inchos bewunderungswürdige Arbeit über die Position der Fixsterne, an Genauigkeit alles überragend —“ so las er unten auf der Seite, und dann umschlagend auf der nächsten: „Seit dem Zeitpunkt, wo Morin und Gascogne Fernrohre mit den messenden Instrumenten verbunden lehrten —“

Er las es noch einmal, vorwärts und rückwärts, und bemerkte dann, daß die Seitenzahl zwei Blätter übersprungen hatte, ohne daß etwas herausgerissen schien. — Und bei genauerer

Prüfung entdeckte er, daß das Blatt von besonderer Dicke war und tatsächlich aus zwei so sauber und kunstvoll zusammengeklebten Blättern bestand, daß Gottlieb sie nicht trennen konnte.

„Tu' die Enden in laues Wasser!“ rief die Mutter, die von der Küche herein gekommen war und dem Pergana aufmerksam zugehört hatte.

Und nach längerem sorgfältigen Bemühen gelang es dem Knaben, die Blätter auseinander zu legen, ohne daß etwas zerissen worden wäre. Es waren jedoch nicht zwei, sondern drei Blätter; denn in der Mitte lag ein Blatt aus feinstem Postpapier, und darauf stand mit klaren, leserlichen Buchstaben das Folgende:

„Wer Du auch sein magst, der diese Schrift entdeckt — Du bist sicherlich meines Geistes und meiner Denkungsart, wenn auch nicht meines Blutes; denn ein anderer würde sich schwerlich die Mühe genommen haben, ein so ernstes Werk bis zum vierten Bande zu lesen und so vorsichtig die Blätter zu teilen, als diesen meinen letzten Willen zu finden. — Gehe denn auf meinen Acker am Breiten Gewende, und an dem Buchbaum zunächst dem Waldgraben wirst Du zwischen den unteren Ästen eine Oeffnung finden. Greife hinein und nimm heraus, was Dir zwischen die Finger kommt. Es sind hundert blaue Prekzentaler, mit denen Du in meinem Sinne schalten sollst — zum Ankauf neuer Bücher oder für Zeitungen und Zeitschriften, denn daß Du außerdem noch meine Bücher Zeit Deines Lebens in Ehren halten wirst, versteht sich von selbst, nachdem Du Dich derselben zuvor schon so treulich angenommen hast.“

Peter Bachert, der Sterngucker.“

Dem lahmen Gottlieb wäre vor Schrecken und Ueberraschung fast das Buch aus der Hand gefallen, denn ihm war, als ob der alte Mann aus dem Grabe zu ihm geredet hätte. — Und da es ein Sonntag war, machte er sich auch also gleich auf den Weg nach dem Breiten Gewende und fand den bezeichneten Buchbaum mit dem Astloche — und darin einen zwischener Beutel mit harten Talern — einhundert Stücke, wohlgezählt.

Doch wenn er den letzten Willen des alten Mannes auch so weit in Ausführung gebracht hatte, so war ihm gleichwohl, als ob er kein Anrecht an das Geld besäße. Denn die erbredlichen Vorstellungen der Dorfleute vom absoluten Recht der nächsten Anverwandten — was immer sie an dem Verstorbenen auch gekündet haben mochten — waren bei ihm so mächtig, wie bei den reichsten Bauernkindern.

Auch Frau Christine vermochte sich bei all' ihrer Armut nicht des Schicksals zu freuen. Sie tat den Beutel in die Truhe, ohne nachanzählen, damit die Versuchung, wenn auch nicht sich selbst, so doch ihrem Sohne das Geld zuzueignen, keine Gewalt über sie bekomme. Als sie trotzdem aber die Gedanken, was sich mit dem Schabe nicht alles bewerkstelligen ließe, nicht aus dem Sinn schlagen konnte, entschloß sie sich kurz, sich in ihrer Seelennot an den Pfarrer zu wenden und ihm getreulich zu berichten, wie sie an des Sternguckers Testament und Geld gekommen seien.

Der Pfarrer aber war einer von den neumodischen, die ihr geistliches Amt ganz nach weltlicher Art verwalten, der Gemeinde gegenüber immer nur tun, was vorgeschrieben ist — und darüber keinen Schritt; dagegen aber voll liebevoller Sorge für seine Einkünfte, besonders seit er in schon vorgeschrittenem Alter sich eine zweite Frau genommen hatte, deren hoffärtiges Wesen vollends jede Brücke zwischen Pfarrhaus und Bauernhäusern abgebrochen hatte.

Aber der Pfarrer war ja auch nicht wegen geistlichen Zuspruchs angegangen worden, dessen Frau Christine nicht bedürftig war, sondern nur um Rats mit ihm zu pflegen, was mit dem Gelde geschehen sollte; denn je mehr sie der Sache nachdachte, um so unerschütterlicher wurde ihr Entschluß, sich keinen Heller davon anzueignen, auch wenn das weltliche Recht ihr das Ganze zuerkennen hätte. Indessen sollten die Verwandten des Sternguckers eben so wenig das Geld bekommen; denn der alte Mann hätte sich ja im Grabe umdrehen müssen, wenn auch diese seine letztwillige Verfügung so wenig wie alle früheren respektiert worden wären.

Und all' diese Gedanken und Empfindungen, die klaren so wohl als die verworrenen, teilte die arme Tagelöhnerwitwe dem Pfarrer mit, war er doch trotz allem ein weltkundiger Mann; auch hatte er für sie und ihren Sohn stets ein besonderes Wohlwollen gezeigt, wenn solches in den letzten Jahren auch wenig mehr zum Ausdruck gelangt war.

Nachdem der Pfarrer Frau Christines Anliegen rubig mit angehört hatte, tat er seine lange Pfeife aus dem Munde, kratzte sich ein paar mal in den kurzgeschorenen Haaren und gab dann den Bescheid, er wolle am nächsten Sonntag nach dem Morgengottesdienst sich in Frau Christines Wohnung verfügen, den Tatbestand in Augenschein nehmen und die Sache dann des wei-

teren erörtern; denn so ganz aus dem Armeel vermöge er in einer so seltsamen Angelegenheit eben auch keine Entscheidung abzugeben. Bis dahin aber sollte keines von ihnen ein Wort verlauten lassen.

Als der Pfarrer sich dann am Sonntag in das kleine Haus der Tagelöhnerin verfiel, kam ihm diese allbereits unter der Haustür entgegen, um ihn dann in die niedrige, aber reinlich gehaltene Stube zu geleiten. — Auf dem dunkel gebohnten Eichentische lagen die Bücher des Sternguckers und daneben der zwischene Geldsack mit den klingenden Prekzentalern.

Der lahme Gottlieb aber stand zur Seite und blickte so trübe vor sich nieder, als fürchte er, daß der geistliche Herr nicht allein nach dem Gelde, sondern auch nach den Büchern greifen würde, um sie in die weiten Taschen seines schwarzen Gewandes zu schieben.

Der Pfarrer aber streichelte dem Kleinen die braunen Locken, klopfte ihm dann liebevoll auf die Schulter, und nachdem er auf der schmalen Bank am Tische Platz genommen hatte, machte er die angestrichelten Worten in wohlgelesenen Worten mit dem Ergebnis seiner angestrengten Erwägungen bekannt:

Um dem Andenken des Verstorbenen am besten gerecht zu werden, meinte er, sollte man aus den Büchern sowohl als dem Gelde eine Stiftung machen und derselben den Namen des Peter Bachert geben. Die Bücher könnten in einem Schranke auf dem Pfarrhaus oder Rathaus aufbewahrt werden, zu welchem der Gottlieb jederzeit den Schlüssel haben sollte — gewissermaßen als Bibliothekar und Verwalter; denn wenn man die hundert Taler auf sichere Zinsen anlegte und diese von Zeit zu Zeit zum Ankauf neuer lehrreicher Bücher verwendete, so würde bereits in wenigen Jahren eine stattliche Anzahl zusammen kommen — zu Ruh und Frommen der heranwachsenden Jugend und aller, die eine Sehnsucht empfinden, über die engen Grenzen der heimischen Flur hinaus einen Blick ins große Weltgetriebe zu werfen, oder denselben nach oben, zu Sonne, Mond und Sternen zu erheben.

Was der Gottlieb aber an Bar für die Bücher bezahlt habe, sollte ihm nach Fälligkeit der ersten Zinsen wieder ersetzt werden. Er könnte das Geld auf etwas anderes verwenden, und die damit erworbenen Bücher würden ihm gleichwohl zur Verfügung stehen, so oft er sich ihrer bedienen wollte. — Und wenn sie beide — Mutter und Sohn — mit diesem Vorschlag einverstanden wären und ihn mit der Ausführung der Sache betrauen wollten, so würde er sofort die nötigen Schritte tun, um die Stiftung für alle Zukunft rechtskräftig zu machen und das Schriftstück des Verewigten unter Glas und Rahmen im kunstigen Bibliothekszimmer neben dem Schranke aufhängen zu lassen. — Zeitungen und Zeitschriften dürften in demselben auch nicht fehlen, denn es stehe zu hoffen, daß das gute Beispiel zur Nachahmung aufzuwecken werde, so daß nicht allein der Büchervorrat, sondern auch der Stiftungsfond mit der Zeit vergrößert und der Name „Peter Bachert“, des Sternguckers, nicht allein am Tage der Einweihung, sondern für alle Zeiten der Gemeinde zur Ehre und zum Segen gereichen werde.

Ganz gegen seine sonstige, weltlich zurückhaltende Art hatte der geistliche Herr dies alles aus einem so warmen und bewegten Herzen gesprochen, daß seinen beiden Zuhörern die Augen feucht geworden waren und der lahme Gottlieb so verklärt ins Weite blickte, als ob er sich plötzlich von allen Wirr- und Irrsalen einer hoffnungslos dunklen Geburt befreit fühlte und eine Ahnung in ihm aufdämmerte, daß das Schicksal ihn zu mehr als Steinklopfen bestimmt haben könnte, und daß Mutterwit oft ungleich besser als Vaterwit wäre.

„Ist dir recht geschehen?“ sagte der Sohn des Sternguckers am Abend des gleichen Tages zu seiner Ehehälfte, „warum hast du meinen Vater nicht in größerer Ehren gehalten.“ Das graue Weiß aber hat sich das Entgehen der hundert Taler so zu Herzen genommen, daß sie sich's Tag und Nacht nicht aus dem Sinn schlagen konnte. An jeder fastigen Wiese, an jedem breit und eben gelegenen Ackerstück, an welchem sie ihr Weg vorüber führt, seufzte sie bei dem Gedanken, daß hundert Taler das Grundstück wohl gekauft haben würden, und wer konnte wissen, ob es nicht früher oder später feil geworden wäre!

Und da ihr bei solchen Grübeleien kein Bissen mehr schmecken und kein Schlaf sie mehr erquicken wollte, so magerte sie allseits ab und bekam die Auszehrung, woran sie denn auch starb, noch ehe sie das vierzigste Jahr erreicht hatte.

Aus dem lahmen Gottlieb aber ist nachmals ein berühmter Forscher und Gelehrter geworden; über das Wann, Wo und Wie jedoch kann in dieser Geschichte nicht berichtet werden; denn die selbe hat ihren Zweck und ihr Ende erreicht mit „Peter Bachert dem Sterngucker“.